



ROBERT GORDIAN

ABGRÜNDE
DER ROMAN ÜBER EINEN SACHSENKÖNIG
MACHT

Philipp von Zabern



„Na, so ein Teufelskerl. Wie alt?“

„Sechzehn Jahre.“

„Ihr wisst wohl, sein Vater ist kürzlich gestorben“, erklärte Kurzbald. „Er ist ein tapferer, kluger Bursche. Wir nennen ihn den Roten – Ihr seht ja warum.“

„Ich sehe es“, sagte der König.

Alle lachten. Die Spannung löste sich.

Wenig später verabschiedeten sich die Franken, Herzog Eberhard mit einem säuerlichen Lächeln, die beiden anderen mit geradem Blick und festem Händedruck.

„Mit den Konraden habe ich heute Glück“, sagte Otto zu Hadalt, Gero und Hermann Billung, als sie später unter sich waren und noch einen letzten Becher tranken. „Wollt ihr wissen, was mir der Bote gemeldet hat? Die Abordnung aus dem Königreich Hochburgund ist schon in der Pfalz Werla eingetroffen und spätestens übermorgen hier. Zwei wichtige Männer sind dabei, ein sehr alter und ein sehr junger. Der Alte ist schon über fünfhundert Jahre tot, es ist der heilige Innocentius, den wir so sehnlich erwarten, unsere Reliquie. Der junge ist vierzehn Jahre alt und heißt ebenfalls Konrad. Es ist Konrad von Hochburgund, der neue König, von den Großen gewählt! Er leitet persönlich die *translatio*, wie ich es wünschte. Was sagt ihr dazu? Sein Mütterchen Berta, die Schwäbin, schickt ihn mir, weil sie mich für vertrauenswürdiger als ihren Bräutigam hält, den König Hugo von Italien. Sie bringt ihn vor ihrem künftigen Gatten in Sicherheit. Das nenne ich Umsicht und Vorsorge. Braves Weib! Sie soll sich in mir nicht getäuscht haben. Ich behalte ihn hier und erziehe ihn mir zu einem zuverlässigen Vasallen. König Hugo wird das nicht passen, Herzog Eberhard auch nicht. Wunderbar! Mein Hoftag bekommt nun doch noch Glanz!“

9

Gegen Mittag des vierten Tages nach ihrer Ankunft in der Pfalz Werla näherte sich die Prozession der Pfalz Magdeburg. König Otto ging ihr zu Fuß zwei Meilen entgegen, begleitet von seiner Frau Edgith, seiner Mutter Mathilde und zahlreichen Würdenträgern. Vorangetragen wurde dem entgegenkommenden Zug ein Kreuz,

dann folgten die Träger, zwei Mönche, mit den heiligen Resten. Eine unübersehbare Menge schloss sich an. Otto ließ halten und kniete nieder. Alle, die mit ihm kamen, folgten seinem Beispiel.

Auf dem bemalten hölzernen Schrein, zu dem er, ein Gebet murmelnd, aufblickte, waren mit groben Pinselstrichen mehrere Männer in römischer Kriegsrüstung abgebildet. Es waren nach den beigefügten Namenszügen die heiligen Märtyrer Mauritius, Candidus, Excuperius, Innocentius und Vitalis, alle Hauptleute jener im oberägyptischen Theben ausgehobenen Legion, die für ihren Glauben in den Tod gegangen waren. Was von einem dieser fünf, Innocentius, übrig war, lag in dem Schrein. Es war ein feierlicher Augenblick, dennoch regte sich in Otto wieder der Ärger darüber, dass er nicht den anderen, den Wichtigsten, den künftigen Patron seines Klosters erhalten hatte. Ihn hatte Otto für sein Mauritius-Kloster erbeten, doch König Rudolf hatte ihn trotz inständiger Bitten der Gesandten nicht hergeben wollen. Zu wichtig war ihm der Schutz seines kleinen Reiches gewesen, als dass er auf einen so mächtigen Fürsprecher am Throne Gottes verzichten wollte. In den irdischen Resten der Heiligen, jener aufgrund ihrer überragenden Verdienste vorzeitig Auferstandenen, steckte ja noch immer die magische Kraft der auch nach dem Tode mit dem Leib verbundenen Seele. Solche *corpora* zu erwerben – und zwar möglichst viele, denn so wurde ihre Wirkung vervielfältigt – war den Herrschenden überaus wichtig, schützten sie doch nach ihrem Glauben vor irdischen Ungelegenheiten und garantierten Beistand beim Jüngsten Gericht. Ein Kind seiner Zeit, von Feinden umlauert, von Gefahren bedroht, war auch Otto fest davon überzeugt, solchen Beistands bedürftig zu sein. Seine germanischen Vorfahren hatten die Ahnen verehrt und ihrer Hilfe vertraut – jetzt gab es neue, noch mächtigere Ahnen, die Ahnen der ganzen Menschheit, die christlichen, die Heiligen. Man brauchte sie, in ihrer Gesellschaft konnte man sich sicherer fühlen.

Otto stand auf, verbeugte sich tief und küsste den Schrein an der Stelle, wo die nach außen stehenden Füße des heiligen Innozenz, die in Soldatenstiefeln steckten, aufgemalt waren. Er hob den Blick zum bärtigen Antlitz des Märtyrers – und da bemerkte er hinter dem Schrein ein lebendiges Gesicht, jung, schmal, mit großen, dunklen Augen und geschwungenen Brauen. Ein metallener Reif, mit Juwelen bestückt, über dem sich schwarze Locken ringelten,

umspannte eine hohe, vorgewölbte Stirn. Bartflaum spross über der weichen Oberlippe. Es war ein Jüngling, den Otto nicht kannte, doch weil er, flankiert von reich gekleideten würdigen Herren, gleich hinter dem Schrein des Heiligen stand, war ihm im nächsten Augenblick klar, wen er vor sich hatte: einen, der ihm im Range gleichgestellt war. Es war der andere, den er erwartete – Konrad, der junge König von Hochburgund.

Später, während der Messe zum Empfang der Reliquie, hielt er ihn an seiner Seite und beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Es gefiel ihm, dass der junge König das Ritual kannte, die Gebete mitsprach und in die Gesänge einstimmte. Frömmigkeit machte gehorsam und lenkbar. Der Junge schien sanft und sehr schüchtern zu sein, auch das gefiel Otto, so würde er nicht ständig auf seine hohe Stellung verweisen und aufbegehren. Denn Otto blieb bei seinem festen Entschluss, ihn vorerst nicht wieder fortzulassen. Als sie hinter dem Heiligenschrein der Stadt entgegen gezogen waren, hatte er ihm schon einen Gefährten beigegeben, der wie kein anderer geeignet sein würde, auf den Vierzehnjährigen Einfluss auszuüben. Er beglückwünschte sich jetzt, dass er Botschaft nach Utrecht gesandt hatte mit dem Befehl, seinen jüngsten Bruder zum Hoftag nach Magdeburg zu schicken. Brun war erst zwölf Jahre alt, doch ungewöhnlich ernst und abgeklärt für sein Alter, ein kleiner Gelehrter, dem sein Mentor, Bischof Balderich, der ihn auf der Reise begleitete, gerade wieder ganz ungewöhnliche Fortschritte bei seinen Studien bescheinigt hatte. Otto hatte zufrieden beobachtet, dass sich die Knaben, beide schmalschultrig und hoch aufgeschossen, der König im seidenen Mäntelchen, der Prinz in der groben Kutte des Domschülers, unterwegs schon ein wenig angefreundet hatten.

Während der Messe in der kleinen Pfalzkirche, die nur die hundert wichtigsten Personen fasste, befand sich Otto in gehobener, feierlicher Stimmung. Kurz blitzte der Gedanke auf, dass ihm der kleine König eines Tages auch den wichtigsten Heiligen, den Mauritius, verschaffen würde. Ungetrübt war jetzt seine Freude über den Erwerb des Innocentius und die gelungene Translation. Stolz war er auf den Schrein, der im Kerzenlicht auf dem Altar stand, umwölkt von Weihrauch, umbraust vom frommen Wohllaut aus Mönchskehlen. Zur Weihe des Klosters in wenigen Tagen würde der Heilige in seinem neuen goldenen Reliquiar ruhen. Ein Soldatenheiliger war es, so einer, der zu seinen Lebzeiten sicher ein rauer

Kerl war, einer, wie Otto ihn brauchte, um denen jenseits der Elbe die frohe Botschaft zu bringen.

Zwei kurze Zwischenfälle störten die feierliche Handlung. In einer Ecke des Chors, wo die Königinmutter Mathilde mit ihren Stiftsdamen kniete, ging hinter ihnen plötzlich die Tür zur Sakristei auf und eine der Damen schlüpfte herein. Gleich warf sie sich hinter den anderen nieder, doch man sah noch ihr nacktes Bein blinken, über dem sie ihr zerrissenes Chorhemd zusammenraffte. Die Königinmutter drehte sich um, zischte sie an und richtete mit raschen Bewegungen den über der Haube unordentlich zurückgeworfenen Schleier. Die junge Frau schluchzte laut auf und bekreuzigte sich mehrmals. Otto sah zweimal hin, doch er täuschte sich nicht: Es war Petrisa.

Etwas später gab es auf der anderen Seite Bewegung an der Kirchentür. Dort erschien Heinrich und drängte zwischen den eng beieinander Stehenden herein. Die Jagdkappe tief ins Gesicht gezogen, arbeitete er sich mit Fäusten und Ellbogen vorwärts. Einem Geistlichen trat er grob auf den Fuß, der Getretene stieß einen Schmerzensschrei aus. Da lachte er auf, offenbar war er betrunken.

„Sieh doch nur“, flüsterte Edgith. „Er blutet, er ist verletzt!“

Tatsächlich sickerte unter Heinrichs Kappe ein schmaler Blutbach zwischen den Augen herab und lief die Nase herunter.

Otto sah sich kurz um und knurrte: „Verdammter Herumtreiber! Was hat er jetzt wieder angestellt?“

Nach der Messe betrat der König ein langgestrecktes, niedriges Haus mit Schilfdach, das früher ein Pferdestall war und in dem jetzt vorübergehend das Skriptorium des neuen Klosters untergebracht war. Seit seiner Krönung hatte es schon als Kanzlei gedient, wenn er nach Magdeburg kam. Es war nicht gerade ein Raum, in dem er sich wohl fühlte und sich länger als nötig aufhielt. Er konnte ja weder lesen noch schreiben, hatte es nie gelernt – so wie auch sein Vater Heinrich, der es für Zeitverschwendung gehalten hatte, seinen zum Nachfolger bestimmten Sohn in Fertigkeiten unterweisen zu lassen, für die es dienende Personen gab. Zwar sah Otto ein, dass bestimmte Rechtsangelegenheiten der schriftlichen Beglaubigung bedurften, doch hielt er es für völlig ausreichend, dafür einen einzigen Mann zu beschäftigen, seinen *cancellarius* Poppo, dem im Bedarfsfall ein paar Notare zur Seite standen. Auch

jetzt war Poppo wie meistens der Einzige, der sich beim Licht zweier Kerzen über eines der wenigen in dem düsteren Raum verteilten Pulte beugte. Der König hatte ihm erlaubt, der Messe fern zu bleiben, damit er mit der Gründungsurkunde des Klosters vorankam. Diese wichtige Angelegenheit war es auch, die Otto derzeit veranlasste, gegen seine Gewohnheit seinen Kanzler mehrmals am Tage aufzusuchen. Poppo, ein feister Graubart, ein Franke aus der Familie der Babenberger und entfernt mit den Liudolfingern verwandt, blickte jedes Mal, wenn er eintrat, kurzzeitig blinzelnd auf und verzog ganz ohne Verstellung unwirsch das Gesicht, sobald er den König erkannte. Er wusste schon, dass dem nun wieder etwas eingefallen war, was er dem Text hinzufügen musste. Rechthaberischer Protest, den er sich manchmal leistete, nützte gewöhnlich nichts. Und dann war alles noch einmal zu schreiben, Verbesserungen und Hinzufügungen verschmähte er. Es war Poppo's Überzeugung, dass nur ein kalligraphisches Meisterwerk auch ein bedeutendes Dokument sein könne.

Er war allerdings nicht allein im Skriptorium. Es gab zwei Zuschauer, die hinter ihm standen und ihm über die Schulter blickten. Konrad und Brun waren es, die beiden neuen Freunde. Miteinander flüsternd verfolgten sie jede Bewegung der Hand des Kanzlers, die mit der Feder schnurgerade Zeilen der schlanken Minuskel auf das Pergament zauberte. Poppo gefiel die Aufmerksamkeit der beiden – eines Königs und eines Prinzen – und er wandte seine ganze Kunstfertigkeit auf, bei den kühnen Zierstrichen des g, p, q, r und s, bei den geschwungenen Unterlängen des m und n, bei den Zierschleifen des c und t und den schmucken Ligaturen. Er verzog nicht einmal das Gesicht, als er Otto eintreten sah. So eifrig war er bei der Sache, dass er kaum aufblickte.

Otto trat näher und stellte sich hinter dem breiten, fetten Rücken des Poppo zu den beiden Knaben. Er hörte Brun dem jungen Burgunderkönig den lateinischen Text ins Romanische übersetzen, die Sprache der Rechtsrheinischen. Obwohl er sich selbst fast nur seines sächsischen Idioms bediente, verstand er das Romanische gut.

„Sprich lauter, Brüderchen“, sagte er. „Fang noch einmal von vorn an. Ich will hören, ob alles richtig ist, was dort steht.“

„Wort für Wort, wie Ihr es befohlen habt!“, brummte Poppo ärgerlich, ohne im Schreiben innezuhalten. Immer wieder hatte er selbst dem König, der nur ein paar Brocken des Lateinischen